

KOLNER UNIVERSITÄTS-REDEN

28

Zur Geschichte der Arbeit in Deutschland

Rede

gehalten bei der feierlichen Uebernahme des
Rektorates der Universität am 7. November 1931

von

Dr. phil. BRUNO KUSKE
ORD. PROF. DER WIRTSCHAFTSGESCHICHTE



Hochschulprobleme

Rede

gehalten bei der Rektoratsübergabe von dem
scheidenden Rektor

Dr. phil. J. KROLL
ORD. PROF. DER KLASSISCHEN PHILOGIE



Siegel der alten und der
erneuerten Universität

K O L N 1 9 3 1

K A R M Ü L L E R V E R L A G

B

9356

Zur Geschichte der Arbeit in Deutschland.

Im Vordergrund unserer Sorgen steht in dieser schweren Zeit das Problem der Arbeit. Wir sind erschüttert davon, daß Millionen unserer Volksgenossen trotz allerbesten Willens nicht arbeiten können. Es handelt sich dabei wohl um eine schwerwiegende materielle Angelegenheit. Aber nicht wenig auch um schwerste seelische und kulturelle Nöte.

Für unser Volk ist das Arbeitsprinzip ein Lebensprinzip geworden. Kann ihm nicht Genüge geleistet werden, so wird das von uns als ein schweres nationales Unglück empfunden, dessen Bedeutung über die wirtschaftlichen Störungen, die sich damit verknüpfen, weit hinausgeht. Wir an den Hochschulen stehen zu diesem Zustand nicht etwa abseits. Wir sind von ihm vielmehr sogar ganz unmittelbar erfaßt. Viele von unseren jungen Kommilitonen haben sich zu uns geflüchtet, weil sie sonst dem Unglück der Arbeitslosigkeit verfallen sind, und wenn wir jetzt von einem allzustarken Andrang zum Studium sprechen, so sollen wir nicht vergessen, daß viele im Studium vorerst einen alleinigen Ausweg aus ihren äußeren und nicht weniger auch aus ihren inneren Nöten sehen.

Es sei mir erlaubt, im Zusammenhange mit der akademischen Sitte, wonach der antretende Rektor sich aus seinem Fache äußern darf, an dieser Stelle einige entwicklungsgeschichtliche Linien zu dem Problem der Arbeit zu ziehen, wie sie sich besonders in Deutschland ergaben, aber teilweise auch so in anderen europäischen Ländern verliefen.

Ich versuche das umso lieber, da sich die wissenschaftliche Forschung bisher verhältnismäßig wenig eingehend mit der Entwicklung der Arbeit befaßt hat. Das erklärt sich teilweise aus den bisherigen Forschungstraditionen, die mehr den anderen maßgebenden Faktoren der Wirtschaft, dem Boden oder dem Kapital zugewandt waren. Teilweise ist diese große Lücke begreiflich aus den technischen Schwierigkeiten, die der Erforschung der Geschichte der Arbeit entgegenstehen. Ihre Quellen sind, wie das in der Natur des Stoffes liegt, sehr zersplittert und nicht so leicht zugänglich überliefert wie die der sachlichen Faktoren.

Man kann in der Entwicklung des Arbeitsmomentes eine theoretische und eine praktische Seite unterscheiden. Die theoretische, die uns hier weniger beschäftigen soll, wird durch die geistige Auseinandersetzung über die Arbeit vertreten, die schon zeitig seit dem früheren Mittelalter wohl auch in Deutschland lebendig geworden ist. Sie kam von der Kirche aus in Fluß, bei der neben den allgemein moraltheoretischen Gedankengängen besonders auch die Formulierung der Klosterregeln ausdrücklich auf die Tatsache der Arbeit führte. Den Klosterinsassen wurde die Arbeit als sittliche Pflicht auferlegt und zwar schon auch aus asketischen Gründen, um daß, wie sehr viel später noch Thomas von Aquino sagt, „das Fleisch durch der Hände Arbeit gezähmt wird“. Man erwägt das Verhältnis der Arbeit zu ihrem Gegenteil, zu dem Almosennehmen, sowie zur Pflege des Seelenheils oder zum weltlichen Gewinn. Immerfort beschäftigt das Problem die geistigen Menschen des Mittelalters.

Praktisch sind die bei der Kirche und ihren Lehrern bestehenden theoretischen Auffassungen insofern von Bedeutung gewesen, als ihre Träger eine bedeutende Autorität besaßen und in diesem Zusammenhange damit auch tatsächlich wirken konnten. Wenn die mittelalterliche Kirche die Arbeitspflicht in der Regel nur begrenzt im Rahmen des Erwerbes des unentbehrlichsten Lebensunterhaltes ver-

focht, und daneben die Sorge für das Seelenheil als wichtiger erklärte, so kam sie zugleich zu einer starken Beanspruchung des Menschen in letzterer Hinsicht. Sie fesselte ihn dabei im Mittelalter das Jahr über erheblich an zahlreiche und an die verschiedenartigsten Veranstaltungen religiöser Art. Selbst in katholischen Staaten Deutschlands reformierte man daher im 16. Jahrhundert die Zustände in dem Sinne, daß man der Kirche Zeit abrang, viele Feiertage und Feierstunden, um den Spielraum der Arbeit zu erweitern. Der Protestantismus war in dieser Beziehung noch radikaler. Indem er die zeitliche Beanspruchung seiner Gläubigen durch die Kirche sehr verminderte, wies er sie ohne weiteres stärker auf die Bahn der Arbeit. Er tat das zugleich auch durch seine Stellungnahme gegen die Verdienstlichkeit der guten Werke für das Seelenheil. Damit grub er dem Almosengeben und -nehmen den Boden ab und es ergab sich nunmehr als einziger Ausweg die Arbeit. Der Bettler fand vor der protestantischen Meinung keine Gnade mehr. Er wurde als minderwertig angesehen und damit angehalten, sich ernsthaft der Arbeit zuzuwenden. Wenn dagegen die mittelalterliche Kirche Almosennehmen nicht als ein minderwertiges Verhalten kennzeichnete, sondern darin sogar im Hinblick auf die Vorbereitung des Seelenheils einen Vorteil anzuerkennen vermochte, so konnte das die Entwicklung des Arbeitsprinzips nicht ausdrücklich anfeuern.

Aber es ist zu bedenken, daß sich im Mittelalter dieses Prinzip aus den natürlichen Gründen, die in der Organisation der Wirtschaftsordnung lagen, nicht in dem Umfange durchzusetzen vermochte, wie das in späteren Zeiten geschah. Im ganzen hat das Mittelalter weniger Arbeitsmöglichkeiten gehabt, da ihm der maßgebliche Hintergrund fehlte, der zur Arbeit nötigte, d. i. der Bedarf im Inland und im weltwirtschaftlichen Raume. Erst der neuzeitliche Verbrauchswille in allen Erdteilen und bei allen Klassen, und zwar vor allem in den proletarischen Schichten hat dem Arbeitsprinzip als einer allgemein gültigen maßgeben-

den Kraft zum Siege verholfen. Die Auffassungen der Kirche liefen somit zu den Tatsachenzusammenhängen damals parallel.

Das praktische Leben des Mittelalters entwickelte seine Arbeitsbegriffe neben der Theorie innerhalb seiner alltäglichen Beziehungen.

Man verstand unter „Arbeit“ vorwiegend eine wirtschaftliche Betätigung, die mit schweren körperlichen Anstrengungen verknüpft ist. So war die Arbeit auch zunächst von den Klosterregeln begriffen worden. Erst seit den Höhezeiten des Mittelalters, — bei der Kirche dann in Verbindung mit den neuen Ideen, von denen die Klosterreformen getragen wurden, — setzte sich die erweiterte Auffassung durch, daß es auch geistige Arbeit gebe. Zu voller Anerkennung kam diese bald darnach: und zwar in Verbindung mit der vielseitigeren und systematischeren Abspaltung der geistigen Berufe vom Priestertum, über dessen arbeitsmäßige Betätigung man bisher deshalb zweifelhaft war, weil sich sein Beruf auf die übersinnlichen und nicht auf die irdischen Güter richtete. Einen wesentlichen Einfluß auf die Entwicklung des Begriffes der geistigen Arbeit hat die Entstehung des modernen Beamtentums, d. h. die Loslösung der Verwaltungsarbeit von der Betätigung der adeligen Gefolgsleute als Ritter, Amtleute oder in den Städten als Bürgermeister. Die leitenden Beamtenfunktionen lagen aber ursprünglich in adeligen Händen. Sie haben dann dem Akademiker zu seiner gehobenen sozialen Stellung verholfen, seitdem sie auf Studium beruhen mußten. Der Akademiker wurde also von Staates wegen seit dem 16. und 17. Jahrhundert dem Adeligen in mancher Beziehung gleich geordnet, satisfaktionsfähig und mit dem äußerlichen Recht versehen, den Degen tragen zu dürfen. Studentische Bräuche halten noch heute deutlich an diesen Zusammenhängen fest. Akademisches Leben hat im ganzen von den Tiefen der Geschichte her einen konservativen Zug und es ist darin auch mit starken Widerstandskräften versehen. Seine Problematik kann nicht durch radikale

Brüche erfüllt werden. Seine Modernisierung muß organisch geschehen, wobei immer zu beachten ist, daß weniger die Aeüßerlichkeiten in Betracht kommen, sondern die ungestörte Entwicklung wissenschaftlicher Arbeit und die Umgestaltung und Vertiefung eines bestimmten, tief gewurzelten Lebensbewußtseins.

Nachdem so körperliche und geistige Berufstätigkeit nebeneinander als Arbeit anerkannt sind, spricht man schließlich im späteren Mittelalter allgemein von „arbeiten“, wenn man irgend einem Beruf nachgeht. Das geschieht namentlich auch im Handel. Die Kaufleute weisen oft darauf hin, wieviel Mühsal und Arbeit ihnen ihr Geschäft verursache. Damit bahnt sich in diesem Falle zugleich ein erstes Verständnis für den berufsmäßigen Umgang mit Kapital an. An sich erkannte das Mittelalter zunächst eine Berufsbetätigung nur als sittlich an, wenn sie auf der Arbeit oder auch auf dieser in Verbindung mit der Ausnutzung des Bodens und sonstiger unmittelbarer Naturkräfte beruhte. Gewinn erstreben aus der Verwendung von Geld und auf Grund von Kapital galt als unsittlich, als Wucher in einem abträglichen Sinne dieses Wortes. Damit ist aber nicht gesagt, daß dem Mittelalter Gewinnstreben als Antrieb zur Arbeit fernegelegen hätte. Auch der mittelalterliche Mensch suchte zu gewinnen, wo er konnte, und wenn er die Gelegenheit dazu fand. Nur war eben diese Gelegenheit ungünstig und seltener als später. Der Mensch verstieß, wenn er sie wahrnahm, allerdings in ihrer Ausnutzung gegen die Auffassungen, gegen die Theorien und die moralischen Forderungen der Zeit. Dieser Unterschied zwischen dem, was in moralischer Beziehung sein sollte, und dem, was darin tatsächlich war, klaffte damals auch sonst sehr sichtbar. Das gilt z. B. auch für das kanonische Zinsverbot, das zwar als solches von der Kirche streng gewahrt wurde, aber hundert- und tausendfach in der Praxis übertreten worden ist. Zahlte doch die Kirche selbst in ihren Finanznöten massenhaft Zins.

Um zum Begriff zurückzukehren: Wenn das Mittel-

alter demnach von „Arbeiten“ sprach, so hatte es aber vorerst hauptsächlich Berufstätige im Auge, die ihre Arbeitskraft in schwerer Form zur Verfügung stellten. Noch heute klingt an diese erste Auffassung wenigstens an, daß man unter einem Arbeiter einen mit der Hand bzw. muskulös Berufstätigen versteht. Der Begriff wird daher mit Vorliebe angewendet für Bergleute, Bauleute oder im Verkehr, im Verkehr demnach, wenn es sich um Transportarbeit handelt. Bergbau- und Transportarbeiter sind die großen Kategorien, die sich in der historischen Entwicklung als erste ziemlich scharf ausprägen. Daneben werden als Arbeiter schon zeitig ausdrücklich die Lohnwerker bezeichnet, d. h. also die gewerblich Tätigen, die ihre Arbeitskraft selbständig zur Produktion für Kunden zur Verfügung stellen und dabei vom Kunden den Rohstoff erhalten — zugleich auch keine eigene Werkstatt haben, auf Stör gehen, die also, wie die Benennung andeutet, nur Lohn und keinen Preis verdienen, wie das Letztere die Handwerker tun. Sie sind dabei nicht zu verwechseln mit Wanderarbeitern, die das Mittelalter auch in Deutschland schon kannte und die sich in der Regel nicht den Kunden als den letzten Verbrauchern, sondern meist gewerbstätigen Arbeitgebern zur Verfügung stellten.

Es hat die alte Zeit schon einen scharfen Blick für das Wesentliche beim sogen. „Arbeiter“, nämlich daß er sich ganz vorwiegend nur auf seine Arbeitskraft und nicht auf eine Sache stützt. Wenn die Sache stark beteiligt war, so vermied man die Bezeichnung. Das gilt namentlich für den „Bauer“. Bei dem hat man nicht die Arbeit, sondern den Betrieb im Auge, wenn man ihn so benennt: Bauer oder auch Landmann oder Ackermann. Ein „Bau“ ist eben ein Betrieb, oder eine betriebsähnliche Einrichtung, ein künstlicher Organismus. Wer ihn laufend durchführt oder herstellt oder auch ständig beaufsichtigt, ist ein Bauer oder ein Baumeister. (Baumeister ist auf dem Lande der Aufseher über die Instandhaltung und landwirtschaftliche Tätigkeit der hörigen Bauernhöfe.)

Eine Uebergangsbezeichnung, die Arbeitskraft und Sache

zugleich berücksichtigt, ist die des „H a n d w e r k e r s“, ein Wort, mit dem angedeutet wird, daß sich hier Arbeit ständig mit Stoff verknüpft und ihn umgestaltet. Der Begriff „Wirken“ zielt auf Rohstoff. Im Bergbau wendet man dabei aber nebeneinander Ausdrücke an wie „den Berg arbeiten“ oder „den Berg wirken“. Es hat sich dann das Wort begrifflich ausgedehnt auch auf Arbeit schlechthin, als das „Werk“ oder auch auf den Betrieb und endlich auf die Entstehung allgemeiner Ergebnisse aller Art als die „Wirkung“.

Für die Entstehung des Begriffes Arbeiter ist sonach besonders die technisch-körperliche Seite maßgebend gewesen. Von einem besonderen sozialen Inhalt kann zunächst keine Rede sein. Erst in neuerer Zeit verbinden wir mit ihm den einer Klasse. Ähnlich hat sich ja auch der Begriff des U n t e r n e h m e r s gewandelt. Für ihn war zuerst kennzeichnend das Kapitalrisiko, die „Angst“, wie das deutsche Mittelalter das nennt, oder die „Aventiure“ um einen hohen Werteinsatz. Die mittelalterliche Fachbezeichnung für den Unternehmer ist auch in Deutschland daher „A b e n t e u r e r (englisch: adventurer). Abenteurer nannten sich die Unternehmer im Mittelalter ausdrücklich und mit Stolz; sie unterschrieben sich auch so. (Seit dem 16. Jahrhundert kam der Begriff aber herunter und auf den heutigen Sinn.) Erst später formten sich die Träger der Angst zu einer ausgeprägten sozialen Schicht. In der Gegenwart tritt allerdings beim Unternehmer die Angst um sein Kapital wieder manchmal recht scharf in den Vordergrund!

Es ist der Begriff des Arbeiters gleichwohl schon im Mittelalter nicht ohne einen besonderen sozialen Sinn gewesen. In der Regel bezeichnet er nämlich einen freien Mann.

Den Sklaven oder Hörigen hat man schwerlich jemals als „Arbeiter“ bezeichnet, obwohl man doch mit ihnen, indem man sie einsetzte, ganz ausschließlich Arbeitsprobleme im Auge hatte.

Der Arbeiter verfügte völlig selbständig über seine Persönlichkeit, er war sozial nicht gebunden.

Es bedeutete das zugleich noch die weitere Tatsache, daß er auch in seinem Hausstand losgelöst von demjenigen war, dem er seine Arbeitskraft überließ.

Hierin unterschied sich der Arbeiter vom Knecht, die Arbeiterin von der Magd.

Für deren Begriffe ist die Teilnahme am Haushalt kennzeichnend, — daß der Arbeitnehmer beim Arbeitgeber wohnt und sein Brot ißt, wie man auch sagte, sein „Brotling“ war.

In Stadt und Land konnten Knechte und Arbeiter ständig oder je nach Jahreszeit und Bedarf nebeneinander im gleichen Betriebe beschäftigt sein, auf dem Lande obendrein noch ergänzt durch eine dritte Art, den hörigen Bauern.

Gleichwohl fallen in der ältesten Zeit offenbar Unfreiheit und Zugehörigkeit zum Haushalt im Knechtsbegriff doch zusammen, und die Sklaverei trat als Form der Arbeitsverfassung in der Frühzeit beim deutschen Volke ebenfalls auf.

Sie hat sich aber bei uns nie zu größerer Bedeutung entwickeln können, eine Tatsache, die sich wohl besonders aus den natürlichen Lebensbedingungen erklärt, die im Norden in der Frühzeit die Durchführung großer, mit vielen Sklaven versehener Haushaltungen und ihrer Vorratswirtschaft erschwerte. Später hat dann die Kirche mit ihrem Grundsatz, daß kein Christ einen anderen Christen versklaven dürfe, diese Form von Unfreiheit bei uns fast völlig ausgerottet. Sie blieb nur den Juden, also den Nichtchristen, gegenüber bestehen. Die Juden waren z. B. das Eigentum des Königs und seiner Rechtsnachfolger als sog. Kammerknechte. Mit dieser Bezeichnung war gemeint, daß die Juden an ihre fürstlichen Herren nicht Arbeitsdienste, sondern Schutzsteuern zu leisten hatten.

Schon die römischen Quellen weisen aber darauf hin, daß bei den Germanen der Unfreie seinen eigenen Haushalt führe, d. h. ein Bauerngut besitze, von dem er leben könne. Da Knecht und Magd zum Haushalt des Arbeitgebers ge-

hörten, so bekamen sie daher auch bis ins 19. Jahrhundert Jahreslohn, während der Arbeiter, der ständig einen eigenen Haushalt zu besorgen hatte, Tagelohn bezog und ja darnach auch schon im Mittelalter benannt worden ist.

Die Arbeit des Gesindes wurde dabei als Dienst bezeichnet, eine Terminologie, die auf die Arbeiterschaft kaum angewendet wurde oder allenfalls nur in äußerlicher sprachlicher Uebertragung, bei der man das eigentliche Wesen des Dienstes, die häusliche und die gefolgsmäßige Zugehörigkeit, nicht mehr berücksichtigte. Indem man dabei eine Unterscheidung zwischen den untergeordneten Hilfsleistungen und den wichtigen Funktionen machte, kam man für die Träger der kleineren Dienste, die besonders im Bringen, im Darreichen und Laufen bestanden, zu der Bezeichnung als Diensthöten. Eine Parallele hierzu bestand übrigens auch in anderen Arbeitskombinationen, in dem Handlanger- und Darreichungs- oder, wie man sagte, dem Opferdienst. Der Oppermann konnte daher sowohl der Küster sein, der dem Geistlichen zur Hand geht, als auch der Hilfsarbeiter auf dem Bau, der Opperknecht.

Es ist dabei zu betonen, daß immer schon im Mittelalter der Knecht zugleich freier Mann gewesen ist. Unfrei war er nur dann, wenn er von einem Leibeigenen abstammte und daher zum Zwangsgesindedienst genötigt war. Das geschah im deutschen Osten in erheblichem Umfange. Im Westen überwog dagegen die Freiheit des Gesindes bei weitem, so wie hier auch der freie Arbeiter auf dem Lande ungleich zahlreicher gewesen zu sein scheint. In Süd- und Mitteldeutschland lagen die Verhältnisse gemischter.

Es gingen vom Gesindedienst für die Geschichte der Arbeit, die wir hier zum Unterschied von der Geschichte der Arbeiter im Auge haben, wichtige allgemeine entwicklungsgeschichtliche Strömungen aus.

Das Gesinde stufte sich in sich ab von adeligen Personen bis hin zu ausgesprochen proletarischen Existenzen.

Seine Oberschichten traten an den Höfen der Fürsten und fürstlichen Geistlichen als das Gefolge auf. Indem die Könige und Landesherren deren Mitglieder mit der Durchführung wichtiger staatlicher Aemter, mit der Verwaltung des Militärwesens, des Gerichts und der materiellen Staatseinrichtungen wie der Zölle, Märkte, Münzen usf. beauftragten, bahnten sie die Entwicklung des Beamtenverhältnisses an. Nicht ohne Grund wird daher noch heute die Tätigkeit der Beamten ebenfalls als Dienst bezeichnet, und durch Jahrhunderte hafteten dem Beamtentum auch sonst die Spuren der Gesindestellung an — besonders dabei in der Naturalvergütung, in Kleider- oder sonstigen sachlichen Bezügen. Bei den Kleidern kam allerdings schon zeitig das Bestreben auf, den Beamten äußerlich kenntlich zu machen, weshalb er damit durch die entsprechende Dienststelle versorgt wurde. Zugleich spielte dabei die Rücksicht auf die Repräsentation der Behörde und die Erkennbarkeit ihrer Beauftragten mit, sowie auf die sachliche Zweckmäßigkeit, die besonders bei der militärischen Uniform wichtig war, die mindestens dauerhaft und schützend sein mußte. Indem die Verwaltung der Städte lange Zeit ebenfalls vom Gefolge aus besetzt wurde, erstreckten sich solche Nachwirkungen auch auf sie und pflanzten sich auf sie fort.

Ebenso übertrugen sich die Gesindeverhältnisse auf andere Seiten des städtischen Lebens, wenn z. B. die Arbeitnehmer in Handwerk und Handel dem Haushalt des Meisters oder des sog. Prinzipals zugehörig blieben und dann ebenfalls „Knechte“ und „Diener“ hießen, auch weitgehend nach Gesinderecht behandelt wurden, in Jahreskontrakten und für Jahreslohn arbeiteten. Daß unter Umständen neben ihnen in Werkstatt und Geschäft auch schon Personal mit eigenem Hausstand, darunter besonders auch eigentliche Heimarbeiter und Heimarbeiterinnen beschäftigt sein konnten, wurde bereits angedeutet.

Es konnten sich sogar die Eigenschaften und Gesindeverrichtungen des adeligen Gefolges in den Städten ähnlich wie auf den Bürgermeister und andere Kommunalbeamte auch in den Handel hinein erstrecken. Der König hat im

früheren Mittelalter anscheinend sehr häufig seine Gefolgsleute mit kaufmännischen Aufgaben und Arbeiten zur Versorgung des Hofes und zu anderen materiellen Staatsnotwendigkeiten betraut. Sie zogen dann als mercatores regis, als königliche Kaufleute, über die Handelsstraßen. Mancher von ihnen trat dann dauernd in den Handel über, und dieser Wirtschaftszweig blieb hinwiederum gewissermaßen geädelt. Bis ins spätere Mittelalter blieben daher die sozialen Grenzen zwischen Kaufmannschaft und Adel durchaus flüssig, und die persönlichen Uebertritte von einer Gruppe in die andere waren sehr häufig. Das galt auch für die wechselseitigen Heiraten. Erst seit dem 16. Jahrhundert bahnte sich eine schärfere Trennung an. Aber bis in die neueste Zeit hinein konnten Uebergänge leicht stattfinden.

Man hat auch seit dem Mittelalter auf die sich neu entwickelnde Tätigkeit des Industrieunternehmers die Auffassung übertragen, daß sie Staatsdienst sei. Man hat Unternehmer angesetzt und konzessioniert nach dem Rechte der alten agrarisch fundierten Beamten, also nach grundherrlichen Rechten, mit der Aufgabe, nunmehr Berg- und Hüttenwerke, Papier- oder Pulverfabriken und anderes von Staats wegen zu betreiben. Aus diesem Gedankenkreis heraus entstand in jener Zeit ja auch der „Kommerzienrat“, der Beamtenbeziehungen andeutet.

In diesen Zusammenhang gehört es aber auch, daß der Unternehmer von seinem Vorbilde, dem Grundherrs, das Herrengefühl übernahm und es gegenüber seinen freien Arbeitnehmern anwandte, so wie der adlige Grundherr gegen seine hörigen Bauern, eine psychologische Tatsache, die bekanntlich noch heute lebendig zu sein pflegt, äußerlich auch darin, daß der Arbeiter nicht „Herr“, sondern womöglich bei seinem Vornamen gerufen oder gar geduzt wird!

Im übrigen ist hier daran zu erinnern, daß der Staat zu sich schon tief im Mittelalter enge Dienstbeziehungen auch des Bankiers schuf, als er aus seiner naturalwirtschaftlichen Organisation herauswachsen wollte und sie min-

destens im geldwirtschaftlichen Sinne zu ergänzen suchte. Das geschah zunächst damit, daß er das Kapital des Bankiers und dessen ganze geldwirtschaftliche Technik für seine Zwecke einspannte und dafür dem Bankier eine bevorzugte rechtliche oder mindestens soziale Stellung zuzubilligen bereit war.

Die Beziehungen des Staates zur Arbeit waren in der alten Zeit auch noch in anderen Richtungen überaus eng.

Man muß bedenken, daß der alte Staat naturalwirtschaftlich fundiert war. Er lebte von einem großen Vorrat an eigenem Grund und Boden und beanspruchte die naturgegebene Arbeitskraft seiner Menschen. Er bot sie nicht nur zum allgemeinen Militärdienst auf, sondern auch zu Arbeiten an öffentlichen Bauten, Straßen und Brücken, zu Transport- und Einquartierungs-, zu Wach- und anderen Diensten.

In den Städten ergaben sich hieraus die Bürgerpflichten.

Dieser allgemeinen Dienstpflicht, den „gemeinen Fronen“, waren alle mit Einschluß der Freien unterworfen. Aber auch sie erfuhr mit der Entwicklung aus den naturalwirtschaftlichen Zuständen heraus ihre Wandlungen. Denn die Dienstpflichtigen werden allmählich so von ihrer eigenen Wirtschaft beansprucht, daß sie die Arbeiten für den Staat abzustoßen suchten. So entstand die Vertretung durch direkt oder indirekt eingestellte Kräfte, die es sich zum Beruf machten, dem Staat oder der Gemeinde als Soldaten, als Wächter, als Arbeiter aller Art zu dienen. An die Stelle des allgemeinen dienstbaren Staatsangehörigen traten die brachliegenden Kräfte des Proletariats, die damit auch in diesem Zusammenhange zur Berufsarbeiterschaft umgewandelt wurden und ständig darin weiter wirkten.

Der Staat verstand es ferner auch, die Arbeitspflicht der hörigen Bauern seinen Zwecken dienstbar zu machen. Er spannte sie insofern ein, als er seine

Beamten, die Grundherren, sich mit hörigen Bauern umgeben ließ und als er somit erreichte, daß die Lehen, die doch als Aequivalent für zu leistenden oder geleisteten Staatsdienst gedacht waren, überhaupt bewirtschaftet werden konnten. Die Hörigkeit war im Altertum aus natürlichen Gründen entstanden. Seit dem früheren Mittelalter aber wurde sie eine Notwendigkeit des naturalwirtschaftlichen Staates, der seine Beamten mit Grund und Boden bezahlen und für dessen Bewirtschaftung die Arbeiterfrage mit Hilfe der Unfreiheit lösen mußte. Erst in langer Entwicklung vollzog sich eine Auflösung dieser Verbindungen, verlor der Staat ein eigenes Interesse daran und so sehr, daß er die Unfreiheit der Arbeit durch die Gesetzgebung der Bauernbefreiung aufhob.

Staat und Gemeinde haben daneben schon immer eine allgemeine Arbeitspolitik betrieben, die sich seit dem 15. und 16. Jahrhundert in Gesindeordnungen und anderen Arbeitsgesetzen äußerte, eine Politik, die in der Hauptsache gegen die Arbeitnehmer ging, sich im 18. Jahrhundert sogar und zwar nun dabei von kapitalistisch-bourgeoisen Einstellungen aus sehr verschärfte. Diese alte Arbeitspolitik regelte die Arbeitsbedingungen in mannigfachen Richtungen. Sie war vor allem auch Lohnpolitik mit dem Bestreben aber, die Arbeitgeber und die Konsumenten, nicht etwa die Arbeiter zu schützen. Sie verordnete daher **Höchstlöhne** und nicht Mindestsätze. Sie konnte so weit gehen, daß sie schon im 15. Jahrhundert laufende Anpassung der Löhne an die Konjunktur anordnete, wie das z. B. in den Niederlanden geschah oder daß sie versuchte, die Lohnhöhe laufend nach den Getreidepreisen zu regeln.

Es hat sich die ältere Zeit nicht wenig auch mit der Arbeitslosigkeit befaßt. An und für sich sah sie in dieser einen unvermeidlichen Zustand, der gleichsam organisch war. Ein nur konsumtives Proletariat war immer Bestandteil des sozialen Körpers in der älteren Zeit.

Dieses Proletariat nahm, wenn es nicht vom Verbrechen lebte, was naturgemäß überaus häufig war, Almosen.

Darin lag nichts Auffälliges. Sehr zahlreich waren ja sogar auch die almosennehmenden und bettelnden Studenten, denen die Zeit mit naivem Verständnis fördernd begegnete.

Womöglich nahm man an, daß der Bettler einen Vorsprung insofern habe, als er Zeit und Ruhe zur Pflege seines Seelenheiles reichlich zur Verfügung hätte.

In diesem Zusammenhange hatte die Kirche ihre große sozialpolitische Mission zu erfüllen, indem sie von der Idee der Caritas und der Auffassung von der Verdienstlichkeit guter Werke aus die Versorgung des Bettelproletariats mannigfach organisierte. Sie mußte das umsomehr tun, da der naturalwirtschaftliche und unvollkommene deutsche Staat hierzu außerstande war. Hierin erfüllte sie demnach geradezu soziale Staatsaufgaben und nahm sie eine öffentliche Stellung von einzigartiger Bedeutung ein. Schon aus diesem Grunde konnte sie als Staatsorgan gelten, als das man sie seit Karls des Großen Zeiten auch in Deutschland ansah und behandelte. Aus ihm heraus erwarb sie zugleich einen besonders starken Rückhalt bei den breiten besitzlosen Schichten.

Es hat die Kirche diese Stellung nicht wahren können. Ihr Vermögen ging seit dem 16. Jahrhundert erheblich zurück. Auch in katholischen Ländern erlahmte der sie versorgende Stiftungseifer der Gläubigen. Ihre Aufgaben beschränkten sich daher nun noch auf die Peripherie der üblen Zustände, auf die caritative Tätigkeit, die heute noch besteht. Nicht mehr war sie in der Lage, den größten Teil des ganzen Proletariats materiell zu tragen.

Hier setzte nun eine neue Entwicklung ein: Die Ueberführung des Bettels in die regelmäßige Arbeit. Das sachliche Werkzeug wurde das Kapital und das persönliche der Unternehmer. Indem dieser nun mit Hilfe seines Kapitals die Arbeit organisierte, wurde er der entwicklungsgeschichtliche Nachfolger der Kirche. Er nahm ihr den größten Teil ihrer sozialpolitischen Funktionen ab, und sie betonte mehr als früher eine religiös-sittliche Sendung.

Diese Auswirkung der Unternehmertätigkeit hatte der Staat ganz offenkundig nachweisbar neben anderen Zielen mit im Auge, wenn er den Unternehmer förderte, ihn konzessionierte und privilegierte. Es kam darauf an, dem Arbeitsprinzip durchgreifend Geltung zu verschaffen.

Es ist an dem Arbeitssystem der älteren Zeit auch die Frau ganz grundsätzlich mit ihren Kräften und Leistungen beteiligt gewesen. Das ergab sich schon aus der Tatsache, daß sie in der Landwirtschaft selbstverständlich mitarbeitete und da 90 und mehr Prozent des Volkes dieser angehörten, so mußte schon darum Frauenarbeit allgemein sein. Diese Sachlage aber übertrug sich ohne weiteres auch auf das städtische Leben, wo die Frau in vielen Gewerben, im Handel und auch in den freien Berufen beteiligt war. Auch in dieser Hinsicht pflanzte die Stadt agrarisch ländliche Gewohnheiten jahrhundertlang fort. Auch in den wohlhabenden Familien erlernte die Tochter ein Handwerk, oder sie arbeitete sich in Büro und Laden ein. Erst seit dem 16. und 17. Jahrhundert begann sie sich aus den beruflichen Tätigkeiten auf den Haushalt oder auf ein Nichtstun zurückzuziehen; zum Teil wurde sie dazu auch im Handwerk durch die Gesellenbewegung gegen die Frauenarbeit gezwungen. In proletarischen Kreisen war die Frau aber immer bestrebt, irgendwie berufliche Arbeit zu tun, auf dem Lande als Tagelöhnerin, in der Stadt als Heimarbeiterin. Sie geht darin von ihren alten Traditionen im Haushalt aus weiter, also namentlich auf Bekleidungs- und Textilgewerbe, auf alle möglichen entsprechenden Einzelverrichtungen, aber auch schon auf Unterricht und den Beruf der Aerztin. Auch Dienstboten erstrebten dabei diese Veränderung. In dem sich industrialisierenden Sachsen suchte die Regierung z. B. den Uebertritt der Mägde in die Industriearbeit nach dem 30jährigen Krieg noch entschieden zu verhindern.

Im 18. Jahrhundert kam man grundsätzlich auch auf proletarische Kinderarbeit. In der Forderung einer kräftigen gewerblichen oder landwirtschaftlichen Einspannung der

Kinder vom zartesten Alter von 4 und 5 Jahren an, sah diese Zeit sogar eine sozialpädagogische Pflicht. Selbst ihre führenden Pädagogen traten dafür ein.

Tatsächlich gelang es mit größtem Erfolge, daß das Arbeitsprinzip geradezu Kultur- und Lebensprinzip unseres Volkes wurde, wobei förderlich war, daß der Deutsche Sinn für eine sorgfältige Durchführung des Arbeitsprozesses hat. Sie wurde auch seine internationale Stärke und macht seine weltwirtschaftliche Eigenart aus. Mag er nun feinmechanische, chemische oder elektrotechnische Erzeugnisse, Porzellan, Noten oder Kunstdrucke oder Zigarren machen, Forstwirtschaft treiben, Polizeihunde oder Kanarienvögel für die Welt züchten.

Daher kam er auch auf die Praxis, die Arbeit mit der Wissenschaft engstens zu verbinden und auf ihr aufzubauen. Daher auch sind bei uns Arbeit, Wirtschaft und Wissenschaft so überaus stark aufeinander angewiesen, besteht eine engste Solidarität des Hand- und Kopfarbeiters. Jede Schädigung der Wissenschaft muß daher auch die Wirkungsmöglichkeit von Arbeit und Wirtschaft schwer in Gefahr bringen und in den Kern unseres Lebenssystems stoßen.

Es blieb also damit nicht nur bei der Durchsetzung des Arbeitsprinzips. Dieses Prinzip wurde vielmehr ergänzt durch das der Leistung, das über die Rücksicht auf die Quantität des Arbeitsergebnisses immer mehr hinausstrebt, das auf feinste Ausgestaltung und auf Qualität immer grundsätzlicher und systematischer ging.

In der Gegenwart ist nun diese Entwicklung der Arbeit, die in so geschlossener Form klar verlief, und alles, mit Ausnahme nur der Arbeitsunfähigen erfaßte, auf das Schwerste unterbrochen worden. Wir sind zurückgefallen auf mittelalterliche Zustände. Es besteht die Möglichkeit und Gefahr, daß wieder wie früher ein konsumtives Proletariat eine soziale Dauererscheinung ist. Es stellt sich auch heraus, daß es nicht mehr wie früher an erster Stelle darauf ankommt, mit Hilfe des Kapitals die Arbeit zu organisieren. Kapital ist sogar anscheinend zuviel investiert. Unternehmer

brauchen zu dem Zweck weder neu berufen noch so gefördert zu werden, wie es in jenen früheren Jahrhunderten der Fall war. Obendrein hat sich das öffentliche Kapital neben dem privaten reichlich an der Organisation der Arbeit beteiligt.

Klarer aber wird dafür mehr als je, wie sehr jetzt die Arbeit vom Bedarf bedingt ist und daß es gilt, diesen ins Auge zu fassen und sich seiner Problematik zuzuwenden, mag es sich um den inneren Markt handeln, wo die für das Schicksal der Arbeit so überaus maßgebende Kaufkraft der breiteren Schichten in großem Maßstabe vermindert ist und durch einkommenspolitische Eingriffe des Weiteren vermindert wird, — oder um den äußeren Markt, der auf das schwerste gestört ist und der so überaus entwicklungsfähig sein könnte. Es stößt die Arbeit im ganzen auf die unerhörtesten Hemmungen ihrer Geschichte. Diese Hemmungen liegen aber vor allem bei der Politik der Völker untereinander, ihrem Chaos, ihren Ungereimtheiten und ihrer Unentschlossenheit.

Und so muß auch dieser Gedankengang in die Einsicht und in die Forderung einmünden, daß eine andere Politik unter den Völkern gemacht werden möge, eine andere Politik um der Arbeit, d. h. nun: um der Kultur willen.



Hochschulprobleme.

Rede des scheidenden Rektors Prof. Dr. Kroll
bei der Rektoratsübergabe.

Es gab eine Zeit, da wir mit Sicherheit annahmen, daß die Universität heute zum letzten Male die Gastlichkeit dieses ehrwürdigen Saales in Anspruch nehmen, daß das nächste Studienjahr uns in der festlichen Halle des neuen Baues sehen würde, den der Opfersinn der Kölner Bürgerschaft und die hochherzige Liberalität unserer Freunde der wiedererstandenen und über alles Erwarten schnell erstarkten Universitas Coloniensis bestimmt haben. Sie wissen alle, daß diese unsere sichere Annahme inzwischen recht unsicher geworden ist. Niemand kann sagen, wann der im verflossenen Jahre mit aller Intensität des Planens und Schaffens weitergeführte und im rohen Aeußeren fast fertige Bau vollendet werden und die Hoffnung langer Jahre auf Beseitigung unhaltbarer, geradezu lebensgefährdender Zustände endlich in Erfüllung gehen kann.

Die Not und das Elend des deutschen Volkes hat mit den anderen Hochschulen auch unsere Universität zu fühlen bekommen. Wir haben gewichtige Aufbau- und Ausbaupläne zurückstellen müssen: der Neubau ist dafür nur ein besonders deutliches Beispiel. Für unsere mit starken Lebensenergien geladene Universität bedeutet das harte Entsagung. Aber weit schlimmer noch ist, daß das schon Bestehende gefährdet werden mußte.

Zwar haben auch, von uns besonders dankbar empfunden, selbst noch in dieser schweren Not Freunde und Gönner zu uns gestanden. Ich kann heute die Stiftungen, vom Verein der Freunde und Förderer unserer Universität und manche andere, nicht der Reihe nach aufzählen. Sie sind natürlich, im ganzen genommen, erheblich zurückgegangen, und so dringend erwünscht diese außerordentlichen Hilfen sind, den enormen Sachetat der Universität können sie leider nicht wesentlich entlasten. So haben denn alle unsere Ausgaben rücksichtslos gedrosselt werden müssen. Die Einrichtungen der Universität, Bibliothek, Seminare und Institute, bei uns ausnahmslos schon immer bescheiden dotiert, sind damit in der Erfüllung ihrer Aufgaben aufs äußerste bedroht.

Von der Bibliothek — ich greife auch hier nur wieder ein einziges sprechendes Beispiel heraus — sind bei der Abteilung für die Geisteswissenschaften 41 000, bei der Abteilung für Medizin 10 000 RM gestrichen worden. In den geisteswissenschaftlichen Fächern mußte infolgedessen die Anschaffung von Büchern nach kurzer Zeit eingestellt werden; alle abbestellbaren Fortsetzungen wurden abbestellt, um wenigstens die Zeitschriften durchzuhalten; der Zugang mußte ungebunden bleiben. Und das bei der ohnehin besonders ungünstigen Bibliothekslage der jungen Universität. Die Bibliothek ist das Herz der Universität. Die Folgen dieses Mangels an Blutzufuhr kann auch der Laie ermessen.

Die Stadt Köln, der die Finanzierung der Universität obliegt, hat hergegeben, was sie nur konnte. Das muß mit aller Dankbarkeit anerkannt werden. Infolge der drückenden Finanznot der Städte sind allerdings ihren Zuwendungen beträchtlich verengerte Grenzen gezogen worden. Man kann ihr allein jetzt die Lasten nicht mehr zumuten. Bei den völlig veränderten Verhältnissen hat sie — wir müssen das nachdrücklich immer wieder aufs neue sagen — ein Anrecht darauf, vom Staate in der Durchführung einer gewaltigen und, wie der Erfolg lehrt, in der Metropole des

Westens notwendigen staatlichen Kulturaufgabe unterstützt zu werden.

Die äußere Lage der Universität ist so schwierig geworden, daß wir nur mit größter Beklemmung in das neue Jahr eintreten können. Das aber macht unsere größte Sorge noch nicht aus. Das Deutsche Volk hat sich noch in jedem Jahrhundert einmal großhungern müssen, und die deutschen Universitäten haben ihre für die ganze Welt vorbildliche Bedeutung in sehr viel schmaleren Zeiten erarbeitet, als wir sie zuletzt gewohnt gewesen sind. Selbstverständlich sind freilich auch sie an ein Existenzminimum gebunden, das man nicht unterschreiten kann, ohne den Sinn ihrer Arbeit aufzuheben. Aber von diesem Allernotwendigsten abgesehen, muß auch die Wissenschaft, wenn das ganze Volk darbt, eine Zeitlang darben und kargen und sich bescheiden können. Sie muß und wird sich großhungern können, wenn — ja wenn nur der Geist der Wissenschaft, der von der Materie unabhängig ist, der letzten Endes doch über die Materie triumphiert, lebendig bleibt und sich betätigen kann, wenn das Volk in seiner Gesamtheit den Sinn für die hohe Aufgabe der Wissenschaft, den Sinn für die Notwendigkeit des Forschens und der eigengesetzlichen, freien, ungestörten wissenschaftlichen Arbeit behält und pflegt.

Daß es bei uns an der Erfüllung dieser Bedingung bedenklich zu gebrechen beginnt, das eben macht unsere eigentliche Not aus. Denn nicht so sehr die temporäre Kargheit der Mittel als vielmehr die in der breiten Öffentlichkeit und namentlich in gewissen maßgebenden Kreisen zu beobachtende Trübung des Sinnes für Wesen und Aufgabe der Universitäten, ja geradezu eine Universitätsfeindschaft drohen unsere Existenz zu untergraben.

Die deutschen Universitäten sind eigenwillige Gebilde, deren Besonderheit ganz vom Geiste der Freiheit getragen ist. In der Atmosphäre geistiger Freiheit sollen die Studenten zur Freiheit und Selbständigkeit des Denkens und Urteilens, zur Freiheit der Persönlichkeit erzogen wer-

den. Und die Lehrer der Universitäten müssen ihren Beruf in völliger Freiheit und Unabhängigkeit versehen, ihren eigentümlichen Doppelberuf in Lehre und eigener Forschung. Nur die fachliche Leistung, nur die Fähigkeit in dieser lebenslang zu übenden Freiheit des Denkens und Wirkens entscheiden über die Eignung zum akademischen Lehramte. Den Weg dazu muß jeder auf seine Weise in freier Entwicklung finden; es gibt dafür kein Schema.

Das verleiht der deutschen Universität ihre eigentümliche und einzigartige Stellung. Darauf haben bisher ihre gewaltige Wirkung für die deutsche Kultur und ihre Weltgeltung beruht.

Aber diese Besonderheit scheint nicht mehr in unsere Zeit zu passen mit der Enge und Unduldsamkeit ihrer Parteiprogramme, mit ihrer greulichen Nivellierungssucht und ihrer Sucht vorschnellen und leichtfertigen Reglementierens. Die Sonderstellung der Universität, die nicht als ein Privileg im staats- und klassenpolitischen Sinne aufzufassen ist, sondern als Ausdruck ihrer geistigen Eigenart, ist unbeliebt geworden. Die Universität soll sich in das Schema eines schulmäßigen Bildungsaufbaus fügen; aus den Stätten eigenwillig freien Werdens sollen schulmäßige Dressuranstalten werden; vor allem aber scheint das Lebensprinzip der Universität, die geistige Freiheit, unbequem geworden zu sein.

Die Hochschulen müssen das aus erschreckender Unkenntnis ihres Wesens entspringende destruktive Streben der Zeit vielfältig an sich erfahren. Die Parteien streben danach, durch die Besetzung der Lehrstühle Einfluß zu gewinnen, und so ist es mancherorts zur Oktroyierung von Professoren aus außerwissenschaftlichen Gründen gekommen: eine Sünde gegen den heiligen Geist der Wissenschaft.

Und dann greife ich, wiederum nur als Beispiel, als ein bedrohliches Symptom, die jüngst durch Ausweiten der Notverordnungsbefugnis erfolgte Abschaffung der Emeritierung heraus. Es handelt sich dabei wohlgemerkt nicht

um eine finanzielle Frage. Der hätte man auch anders bekommen können. Ich erwähne nur, daß diese angebliche Maßnahme zur Steuerung augenblicklichen dringenden Notstandes am 1. April, dem nächstmöglichen Termine, in Preußen nur zwei Professoren treffen wird. Die Professoren lassen sich im Opferwillen von keinem Stande übertreffen. Wenn das Volk darbt, muß auch der Professor darben und kargen und sich bescheiden, und faktisch haben gerade die Professoren erheblich mehr Abzüge auf sich genommen als andere Berufsstände. Aber darum geht es hier nicht. Man hält die Gelegenheit für günstig, mit einem Prinzip aufzuräumen. Der Professor soll Beamter werden wie jeder andere Staatsdiener, und infolgedessen soll er auch nach den allgemeinen Normen verabschiedet werden. Nie und nimmer aber kann er reiner Beamter sein. Das widerstreitet dem Berufe des freien Forschers, der nie aufhört, den man nicht mit einem beliebigen Alter kappen kann. Wie mancher hat gerade in hohem Alter die reifsten Früchte seiner Lebensarbeit geerntet. Die Universität kann das Weiterwirken und die Erfahrung gerade der gereiften Lehrer und Forscher niemals entbehren. Man darf sie nicht von ihrer Arbeitsstätte entfernen. Man darf sie nicht durch Kürzung ihrer Bezüge zwingen, im reifen Alter auf ihr nun einmal kostspieliges Handwerkszeug zu verzichten, das sie sich aus ihren Bezügen vorher immer selbst haben beschaffen müssen. Man darf sie nicht zwingen, aus Geldgründen den Rest ihres Lebens in irgendeiner Pensionopolis fern von der zum Arbeiten notwendigen geistigen Atmosphäre, fern von dem lebendigen Umgange mit der Wissenschaft, fern von den Bibliotheken und Instituten zu verbringen.

Wie soll man den Professor überhaupt in irgendeine Beamtenkategorie einreihen? Er kommt zu seinem Amte für gewöhnlich erst nach langem Wege, jeder verschieden, jeder nach ungewöhnlich langer, kostspieliger, entbehrungsreicher Vorbereitungszeit. Der Zufall, das Fach und vieles andere spielen mit. Wer wird jetzt noch das Risiko des

langen, völlig unsicheren Weges auf sich nehmen wollen, wenn er nicht damit rechnen kann, die Frucht seiner Lebensarbeit in die Scheuer holen zu können, wenn er nicht einmal sicher ist, vor seiner Pensionierung überhaupt nur eine leidliche Anzahl von staatlichen Dienstjahren zu erreichen? Viele — und das sind dann gerade die wertvollsten — werden überhaupt erst in höherem Lebensalter auf Grund ihrer Leistungen aus freien, gesicherten, einträglichen Berufen an die Hochschulen gezogen. Man denke nur an die Technischen Hochschulen, bei denen das fast die Regel ist. Wer wird sich da noch zu der für unser Volk doch notwendigen rein wissenschaftlichen Aufgabe hergeben, wenn er zum Lohne dafür mit der nach seinen wenigen Staatsdienstjahren berechneten gesetzlichen Pension verabschiedet wird? Der Nachwuchs der Hochschulen ist aus mancherlei Gründen jetzt schon beängstigend gefährdet. Muß man ihn geradezu ersticken? Will man die Universität einer Plutokratie ausliefern? Dem Wesen der an kein Schema gebundenen wissenschaftlichen Forschung entspricht allein die eine lange Erprobung krönende freie Auswahl der Professoren. Will man uns statt dessen nach dem Muster anderer Beamtenkategorien etwa den Universitätsreferendar bescheren?

Als Krönung dieser Verbeamtung sollte in derselben Notverordnung die Versetzbarkeit und die Möglichkeit der Ueberführung in den vorläufigen Ruhestand ausgesprochen werden. Dieser Anschlag ist im letzten Augenblicke noch einmal zurückgestellt worden, wenigstens in Preußen, zeigt aber, worum es bei den Maßnahmen eigentlich geht. Der Professor wäre damit der Willkür und dem Machtstreben jeder wechselnden Regierung ausgeliefert. Ich brauche nicht auszuführen, daß dies das Ende der Freiheit in Lehre und Forschung bedeuten würde. Der zum reinen Beamten gestempelte, der geknebelte, der nach Parteizugehörigkeit gesiebte Professor muß die deutsche Universität begraben.

Es war notwendig, an diesem im Berichtsjahre akut ge-

wordenen Beispiele — es ist wie gesagt nur ein Symptom — die Not der Universitäten und damit auch der unsrigen zu beleuchten. Ich betone noch einmal: es geht hier nicht um Geldfragen, nicht um ein Beamtenprivileg, nicht um ein Standesinteresse — ich würde mich schämen, diese Feierstunde zu derartigem zu mißbrauchen —, sondern um das Lebensprinzip der Universität, um die Freiheit und ungehemmte Wirksamkeit in Forschung und Lehre. Deswegen müssen wir mit unserer Not vor die Öffentlichkeit und in erster Linie hier vor unsere akademischen Bürger und unsere Freunde treten mit der Mahnung, Acht zu haben, daß nicht von Unverständigen das hohe Kulturgut der deutschen Universität, um das uns die Welt beneidet, unwiederbringlich vertan wird.

Neben dieser von außen heraufbeschworenen Not der Verwischung und Zerstörung des Wesens der Universität steht wie ein lähmendes, gewaltiges Fiebergespenst die innere Not, die Not aus dem lebendigen Materiale, an dem die Universität ihre bildende und erziehende Arbeit zu leisten hat. Ihr ist am schwersten beizukommen, weil sie mit anderen Fragen unserer Zivilisation aufs engste verknüpft ist. Ich meine das schon öfter angerührte Problem der Ueberfüllung mit all seinen schweren Konsequenzen für die Universität und unser Volk. Wir haben im Wintersemester 1930/31 eine Gesamtbesucherzahl von 7496, im Sommersemester von 7285 gehabt. So eindringlich diese Zahlen belegen, daß unsere junge Universität einen hohen Rang im Kranze der deutschen Universitäten einnimmt, so zeugen sie doch eben auch bei uns von dem alles lähmenden und erstickenden Massenandrang.

Die Ueberfüllung ist eine Folge tiefgreifender gesellschaftsgeschichtlicher Veränderungen. Die Universität ist im besonderen das Opfer der schwer ausrottbaren „fixen Idee des Aufstieges“, von der unser Volk befallen ist, indem es glaubt, man könne durch beliebige Anhäufung von Wissensstoff nahezu jedermann zu einem geistigen Menschen stempeln und ihn in einen geistigen Beruf bringen. Die

wenigen geistigen Berufe werden aber aus Gründen sozialen Fortschrittes, wegen der früheren hohen Geltung des deutschen Akademikers, wegen der vermeintlichen Sicherheit im Lebenskampfe geradezu gestürmt. Nach der Eignung dafür, die erfahrungsgemäß relativ selten ist, fragt man nicht mehr. Der Begriff „Bildung“ wird nur mehr in verwaschem Sinne als Anhäufung von eingepauktem äußeren Wissensstoffe verstanden. Das alles ist möglich, weil infolge veränderter Zielsetzung die Schule als Ausleserin geistiger Begabung versagt. Die alten Schultypen können ihre Auslesearbeit nicht mehr wie früher leisten. Vor allem aber werden sie durch leichtere Schultypen verdrängt (es ist ja bekannt, wie absurd viele Schultypen, zwischen 40 und 50, wir in Preußen haben). Die höhere Schule kann heutzutage jeder absolvieren. Das besagt für seine Eignung zum spezifisch Geistigen noch nichts. Die Universität freilich muß beim Vorzeigen der Maturitätspapiere an diese Fiktion noch weiter glauben. Da im Grunde jeder absolvieren kann, verlangt man es auch von jedem, gleichgültig, um welchen Beruf es sich handelt. Verstopfen sich nun die freien Berufe, so strömt alles zu den ohnehin wegen der früheren sozialen Geltung begehrten akademischen Berufen. Die Universität ist ein Ausweichgeleise der Arbeitslosigkeit geworden. Ich habe öfter erlebt, daß Leute, die mittlere Beamte werden wollten und offenbar auch zu einem akademischen Berufe nicht weiter geeignet waren und keine Neigung verspürten, wegen der Annahmesperre zunächst einmal auf Grund ihres Abiturientenzeugnisses studierten. Dauert die Sperre drei Jahre, dann macht so einer, der als Student auf alle mögliche Weise unterstützt und durchgezogen wird, mit Hülfe des fleißig eingepaukten und äußerlich angeeigneten Wissensstoffes sein Examen und zieht etwa als Referendar in das Gericht ein, in dem er eigentlich Supernumerar werden wollte. Bei Philologen, die eigentlich Volksschullehrer werden wollten, aber bei den streng siebenden pädagogischen Akademien keine Aufnahme fanden, liegt das ähnlich. *Difficile est satiram non scribere.*

Daß die Universität einen ganz bestimmten geistigen

H a b i t u s voraussetzt, ist vergessen. Ein zielbewußt geleiteter, politische Strömungen und Theorien geschickt ausnutzender Berufsstand, der an sich mit der Universität nichts zu tun zu haben brauchte, hat — das ist die letzte und grausam logische Konsequenz dieser Erweichung — im letzten Jahre die Forderung durchgesetzt, daß seine Leute zur Universität zugelassen werden, auch wenn sie ohne besondere Schulbildung aus der handwerklichen Praxis kommen. Eine gewisse Erweiterung der allgemeinen Schulbildung soll genügen; eine ausreichend ernste Vorbildung aber auf einen geistigen Beruf, wie sie etwa der Prozeß des Eindringens in eine fremde Sprache darstellt, darf nicht gefordert werden: das würde bei diesen in der handwerklichen Praxis bewährten Leuten angeblich gegen die Forderung der freien Bahn für den Tüchtigen verstoßen. *Difficile est satiram non scribere.*

Die zähe Masse der nach ihrem geistigen Habitus nicht Berufenen, die Sturmflut der Mittelmäßigen drohen die Universität zu ruinieren. Gegen den Qualitätsschwund und die Niveausenkung durch die Masse scheint es keinen Damm zu geben. Die Not unter den Studenten, mit denen persönlich wir alles Mitgefühl haben, ist riesengroß. In alter Tradition tut die Universität alles, um den wirklich Tüchtigen ans Licht zu helfen, und sie wird auch im kommenden Winter alle Kräfte daransetzen, jetzt in stetem Kampfe gegen die Mittelbeschränkung. Hunderttausende geben die Professoren jährlich hin für den Gebührenerlaß, für den der Staat bekanntlich nicht aufkommt. Aber wir können noch so sehr sieben und auf der Suche nach der Qualität sein: die Mittelmäßigen ernten bei den Unterstützungen den Löwenanteil, und wenn man einmal einem wirklich Begabten durchgreifend helfen will, steht man mit leeren Händen.

Das Problem wird meist äußerlich angesehen: Was soll aus den vielen Akademikern im Leben werden? Schon sind 30 000 arbeitslos; man rechnet aus, daß es in 2 Jahren 130 000 sein werden. Ein entsetzliches Elend und eine rie-

sige Gefahr für Staat und Volk. Die Universität muß das Problem aber vor allem innerlich sehen: Wie wollen wir aus der Masse, die den wirklich Geistigen, den Begabten im Wege steht, echte Akademiker, urteilsfähige, geistig reife, durch die strenge Zucht der wissenschaftlichen Schulung zur überlegenen Freiheit des Geistes gelangte Menschen machen? Bei der Masse kann man bestenfalls nur schulmäßig pauken; das aber hat noch niemals einen wirklich geistigen Menschen geschaffen. Die erdrückende Menge der Mittelmäßigen macht somit der Universität die Erfüllung ihrer wissenschaftlichen und erziehlischen Aufgabe unmöglich. Wie das Material zu werden droht, haben die Studentenunruhen des letzten Jahres gezeigt, von denen Köln dank dem vernünftigen Geiste seiner Studentenschaft glücklicherweise fast ganz verschont geblieben ist. Junge Menschen, die ihre und unseres Volkes Not zu den größten Verhetzungen mißbrauchen lassen wie nur je die ungebildeten Schichten, die — was wir leider auch in Köln erlebt haben — völlig unkritisch den plumpsten Schlagworten, Verdrehungen und Lügen nachlaufen wie der Mann von der Gasse, die sich in unflätigen Beschimpfungen gegen Andersdenkende ergehen und ihre Kommilitonen mit der rohen Faust bearbeiten: sie sind ein Spott auf einen Akademiker. Aber auch abgesehen von diesen wüsten Grenzfällen, bleibt die Frage ungelöst und unlösbar: Wie sollen wir aus der Masse echte Akademiker schaffen? Wenn es nicht gelingt, die Flut der Ungeistigen, der zu geistigen Berufen im Grunde Ungeeigneten zurückzudämmen, ist — ich muß es wiederholen — die Universität, in ihrer Besonderheit einstmals ein Ruhmesblatt der deutschen Nation, ruiniert.

Ueber die Mittel zur Rettung, die vor allem schon bei der Schule einsetzen müßten, kann in dieser Stunde nicht gesprochen werden. Es muß für jetzt genügen, von neuem und mit verstärktem Nachdrucke das Bewußtsein der Oeffentlichkeit für die schreiende Not der Universität wachzurufen. Unser ganzes Volk bis in alle Schichten hinein muß begreifen, daß mit der Univer-

sität die höchsten nationalen und kulturellen Werte auf dem Spiele stehen. Unser Volk muß sich in der zwölften Stunde der schweren Verantwortung für dieses Kulturgut bewußt werden.

Inzwischen wollen wir an der Universität die Hände nicht in den Schoß legen. Wir Professoren wollen mit aller Energie der Niveausenkung entgegentreten und, was wenigstens an uns liegt, den Verzweiflungskampf um die Aufrechterhaltung der wissenschaftlichen Leistung und der wahrhaft wissenschaftlichen Erziehung durchführen. Und wir alle, das *corpus docentium et discentium*, wollen nicht aufhören, mit allen Kräften zu arbeiten und zu streben. In der entsagenden Arbeit liegt unsere und unseres Volkes Zukunft und Hoffnung. Sie gibt uns den Mut zum Optimismus trotz der Not, die uns an der Kehle würgt. Zum Optimismus — nicht der gedankenlosen Schwächlinge, sondern der tatkräftigen Männer — wollen wir uns trotz allem bekennen, bekennen für unser Volk und für unsere Universität. Aber wir müssen erwarten, daß uns unser Volk, daß uns die Einsichtigen in der Stunde äußerster Gefahr nicht im Stiche lassen. Ohne diese Hilfe wird alles Ringen und Arbeiten vergeblich sein.

